

Léon Gambetta

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 53

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

vielleicht dadurch endlich zum heißersehnten Heiratsziel zu gelangen, damit er dann im letzten Moment von so einer weggeschnappt würde?

Einen starken Kontrast hiezu bildeten die Herren. Für sie war das eine angenehme Ueberraschung. Donnerwetter, was für ein netter Käfer! Jeder überlegte sofort, wie er den Skifurs möglichst ausnützen, das heißt, mit der reizenden Dame allein sein könnte; ob er nicht einige Separatstunden nehmen solle, um, sagen wir, den Telemark besser zu lernen.

Ansanft wurden sie aus den Ueberlegungen gerissen. Jede Partnerin hatte die Blicke wohl gemerkt und erinnerte daran, daß man einmal zur Hütte X oder Y wollte. Das Wetter sei heute wie geschaffen dazu. Demnach sei es höchste Zeit, die Bretteln anzuschlappen, wenn man vor Dunkelheit wieder zurück sein möchte. In seltener Einigkeit wünschten die Damen auszufliegen. Was blieb den gelanten Herren anderes übrig, als sie, wenn auch ungern, zu begleiten. Wenigstens hatten sie den Trost, daß es den Rivalen nicht besser ging, daß diese keine Chance mehr bei der jungen Schönheit hatten, wie sie selbst. Morgen war ja auch noch ein Tag, an dem man auf den Uebungshügel konnte. Nun auf zur Alm, in Gottes oder vielmehr, weil heimlich fluchend, in Teufels Namen!

Mit dem Uebungshang hatte es aber gute Weile. Sie kamen weder heute noch morgen, noch überhaupt die nächsten Wochen dorthin. Sämtliche Damen hatten plötzlich Sehnsucht, die nähere und fernere Umgebung gründlichst kennen zu lernen. Noch auf der ersten Tour wurde die folgende für den nächsten Tag verabredet. So kam es, daß Fräulein Erna ohne Schüler blieb, bis auf einen — Herrn Welgen.

Jedoch dieser brauchte ihr keine Sorgen zu verursachen. Aus Angst, auf sie einen schlechten Eindruck zu machen, nahm er das lebenswürdige Angebot Bornhausers, ihm die ersten Grundbegriffe beizubringen, dankbar an. Nicht einmal abends kam die Skilehrerin in die Kalamität, Sportgespräche führen zu müssen. Denn erstens wichen die Damen dergleichen Konversationen geschickt aus, um sich nicht von ihr an Weisheit übergänzen zu lassen. Zweitens veranlaßten sie grammophonbegleitete Tänze, sobald sie herausfanden, daß sie zwar Meisterin des weißen Sportes, aber nicht der Tanzkunst war. Dann saß der Skiläugling Rudolf ruhebedürftig ihr zur Seite, wogegen die Weiblichkeit nichts einzuwenden hatte. Tagsüber schwankte er auf seinen Skiern daher, als ob er veralkoholisiert wäre und am Abend war er, überwältigt von den ungewohnten Strapazen, unfähig, zu tanzen. Umso eifriger und lieber unterhielt er sich mit Fräulein Schmidt. Sportfachsimelei schien ihr ferne zu liegen. Das berührte ihn sehr angenehm. Diese anerkannte Skigröße vermied ihm, dem Laien gegenüber mit feinem Taktgefühl jedes derartige Gespräch, bei dem er sich hätte blamieren können.

Als Erna Schmidt nach zwei Wochen die Nachricht erhielt, daß ihre Schule wieder beginne, und sie nach Hause mußte, dachte auch Herr Welgen an die Heimreise. Der Skifurs erreichte durch der Meisterin Fortgehen doch sein Ende und außerdem Ja, was war das nur mit ihm? Bereits bei dem Gedanken ihres Scheidens glaubte er, die Sonne strahle weniger golden herab und der Schnee habe an Glanz und Helle verloren. Er hatte sich derart an ihre freundliche Gegenwart gewöhnt, daß es ihm undenkbar vorkam, ohne sie in Schönblid zu verweilen. Wozu denn noch hier bleiben? Um wegen des guten Eindruckes bei Fräulein Rosa besser Schneeschuhlaufen zu lernen? Was kümmerte ihn deren Meinung? Plötzlich wurde es ihm klar, daß sie ihm eigentlich recht gleichgültig geworden war. Die Erinnerung an ihre etwas eingebildete Art, ihre gezielte Sportprogrei erfüllte ihn sogar mit Unbehagen. Wie natürlich, freundlich und sportlich dezent zurückhaltend erschien dagegen Fräulein Schmidt!

Selbender wie sie gekommen, marschierten sie auch zur Bahnstation retour, ihr Gepäc wieder wohlverstaunt auf dem Schlitten. Bornhauser und die zurückbleibenden Gäste winkten zum Abschied und die Damen, welche sie mit besonderem Vergnügen scheiden sahen, versicherten ihr gerade darum desto intensiver ihr Bedauern, daß der schöne Skifurs, den sie so meisterhaft geleitet, schon beendet sei. Ein mokantes Lächeln überflog ihre Mienen, als sie konstatierten, daß die beiden den weiten Weg zur Bahn wohl ausnützen wollten, indem sie extra ohne Ski, zu zweien allein, hinabwanderten. Auch der Wirt schmunzelte, jedoch aus anderem Grunde.

Erna und Rudolf haben so schnell keinen Skifurs mehr mitgemacht. Schon im Mai hatten sie Hochzeit gehalten. Und im kommenden Winter? hm — da hatte die junge Frau derart eifrig zu nähen, winzige Hemdchen, daß sie gar keine Zeit dazu gefunden hätte. Nur als der erste Schnee fiel, meinte der Gatte, jetzt sehne sie sich gewiß nach ihren Bretteln. Da fiel sie ihm lachend um den Hals und beichtete ihm, wie sie Skilehrerin wurde.

Léon Gambetta.

Zum 50. Todestag, 31. Dezember 1932.

Léon Gambetta starb vor 50 Jahren, in der Silvesternacht 1882, 5 Minuten vor Beginn des neuen Jahres. Er wurde nicht einmal 45 Jahre alt. Unsere heutige Zeit kann sich keine richtige Vorstellung von der ungeheuren Popularität dieses französischen Politikers machen, der eine Zeitlang allgewaltig und unumschränkt die Geschicke unserer westlichen Nachbarrepublik leitete. Kein bedeutenderes Amt in Paris oder in der Provinz, kein Gesandtschaftsposten, kein Ministerportefeuille wurden ohne seine Zustimmung vergeben. Er brachte seine Anhänger, die sich kurzweg Gambettisten nannten, in die einflußreichsten Stellungen. Dabei stammte Gambetta aus ganz armen Verhältnissen. Sein Vater war Gewürzkrämer in Nizza, war jüdischer Abstammung. Aber ein eiserner Wille, eine große Begabung, ein geradezu fabelhaftes Organisationstalent und eine faszinierende Beredsamkeit ließen ihn von Stufe zu Stufe steigen. Der Zufall freilich mußte mithelfen. Ohne den unglücklichen Ausgang des deutsch-französischen Krieges für Frankreich würde sich Gambetta kaum durchgesetzt haben. Aber er war ehrgeizig und weitblickig genug, die gute Stunde zu nutzen, die sich bot, als Napoleon III. bei Sedan geschlagen und gefangen worden war. Er war es, der die Absetzung



Léon Gambetta.

des „Mannes vom 2. Dezember“ durchsetzte, der die Republik, die nationale Verteidigung proklamierte. Im Ministerium der nationalen Verteidigung war es der große Dr-

ganisator, der glänzende Kopf. Im Luftballon stieg er am 7. Oktober 1870 aus dem belagerten Paris, stampfte buchstäblich Heere aus dem Boden, die Ostarmee unter Bourbaki, die Loirearmee, die Nordarmee. Diese bunt zusammengewürfelten Milizheere konnten freilich gegen die Deutschen nichts ausrichten. Das ändert an der Einschätzung der von Gambetta geleisteten Arbeit indes nichts.

Und nach dem Kriege wurde Gambetta, den man nicht mit Unrecht den Vater des Opportunismus nennt, die Seele, ja die Personifikation des Revanchegedankens in Frankreich. Weite Kreise huldigten der Meinung, daß nur Gambetta den Revanche-Gedanken in absehbarer Zeit verwirklichen könne. Daneben war Gambetta der unbedingte Wahrer des republikanischen Prinzips. Ohne seine Wachsamkeit hätte der monarchistische Putsch von 1877 durch Mac Mahon, dem Präsidenten der Republik und dem Herzog de Broglie als Ministerpräsidenten unbedingt Erfolg gehabt. Die Vereitelung vertiefte die Volkstümlichkeit des mit einer dämonischen Beredsamkeit Begabten, dem zudem die künstlerische Form der Rede wie keinem Zweiten zu Gebote stand. Er wurde 1879 Kammerpräsident und sah bei den Kammerwahlen 1881 374 unbedingte Anhänger in das Haus einziehen. Freilich, seine Ministerpräsidentschaft vom November 1881 war eine ganz kurze Affäre. Unglückliche Außenpolitik, die auf nichts Geringeres als die Entfesselung eines europäischen Krieges ausging, ließ die Kammer vor den letzten Konsequenzen zurückstehen. Der Volkstümlichkeit Gambettas tat das keine Einbuße.

Als junger Advokat kam Gambetta 1859 nach Paris. Erst 1868 im Baudinprozeß wurde sein Name in der Öffentlichkeit genannt. Er verteidigte den alten Delescluze, der aus gesammelten Geldern dem 1851 auf den Barrikaden gefallenen Volksvertreter Baudin ein Denkmal errichtet hatte. Dabei machte er aus seiner republikanischen Gesinnung kein Geheimnis, wurde im Jahre darauf infolgedessen gleich von zwei Kreisen, Paris und Marseille, als Volksvertreter in die Kammer abgeordnet.

Eine eitrige Blinddarmentzündung fällte den Ueber-eifrigen im Zenit seines Lebens. J. B. Widmann widmete ihm im „Bund“ von 1883 ein Gedicht, in welchem sich die Worte finden:

„In ahnungs dunkler Stunde hat vollendet
Der Mann der Tat, der Frankreichs Seele war,
Der Mann des kühnen Auges in Gefahr,
Der Mann, dem auch der Feind nun Kränze spendet.“

-g-

John Galsworthy.

(Der Träger des literarischen Nobelpreises von 1932.)

Von Gerhard Schäfer.

In den letzten Jahren hat sich in Deutschland der englische Dichter Galsworthy überraschend schnell durchgesetzt. Dieser große europäische Epiker, dessen gepflegten und prägnanten Stil wir in seinen vielverbreiteten Romanen bewundern, dieser ausgezeichnete Dramatiker, Beschreiber sozialer und menschlicher Gegensätze, Kämpfer gegen alles Enge und Bürgerliche, dessen Werk als Teilweises und Ganzes wir schätzen und achten, lebt abseits von dem Literaturgetriebe der sogenannten „Kreise“. Seine Laufbahn weist nichts Außergewöhnliches auf. Als Sohn eines ebenso reichen wie bekannten Rechtsanwaltes wurde er am 14. August 1867 in Coombe Warren (Südengland) geboren. Er verlebte seine Jugend im lagemumwobenen Devonshire, besuchte Privatschulen, studierte, kam nach Oxford, war bekannt durch sportliche Leistungen und sollte wie seine Vorfahren Rechtsanwalt werden. 1889 wird er Doktor juris, aber das Barbarische und Unmenschliche der Rechtspflegemethoden widert ihn an, er wird nicht Advokat, sondern geht in dem Jahr auf eine dreijährige Weltreise, wo er anfangen sollte sein Brot zu verdienen. Auf dieser Welt-

reise lernt er einen Matrosen kennen, mit dem ihn bis zu dessen Tode eine herzliche Freundschaft verband. Dieser Seemann hieß Joseph Conrad, er wurde berühmt als der englisch schreibende große polnische Dichter.

Mit 26 Jahren machte Galsworthy, der an keinen Beruf denkt, den noch keine bestimmte Neigung leitet, seine ersten Schreibversuche. Es entsteht ein Band Erzählungen, der unter einem Pseudonym erscheint. Dieses erste Galsworthy-Buch wird aber bald nach dem Erscheinen vom Autor aus dem Buchhandel gezogen. Mit 32 Jahren schreibt er seinen ersten Roman, eine unreife, noch alle Mängel des Anfängers zeigende Arbeit. 1900, also mit 33 Jahren, schreibt Galsworthy den ersten guten Roman und beginnt damit seine an künstlerischen und finanziellen Erfolgen reiche Laufbahn.

In den Jahren 1904 bis 1906 legt sich Galsworthys heute gerühmte Eigenart und Persönlichkeit des Stils und Themas fest. Durch einen neuen Roman („Der reiche Mann“) wird er schnell berühmt und diesem Bucherfolg schließt sich sein erster dramatischer Erfolg („Der Zigarettenkasten“) an. Seit diesem Bühnenerfolg hat Galsworthy immer stärkere und ausgedehntere Siege auf dem Theater davongetragen.

In seinen Stücken steckt mitunter Propaganda und Tendenz. Zumal er mit Vehemenz und voll Ironie gegen Unterdrückung, gegen Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit, also gegen Gesetz und Gefängniswesen kämpft (das in England dank Galsworthys eindringlichem Kampf gründlich reformiert wurde).

In den folgenden Jahren schreibt er sozialkritische Arbeiten, Essays, Aufsätze, Skizzen, Gedichte (es existieren zwei Bände Gedichte von Galsworthy mit einhundert Gedichten) und Erzählungen, die seinen Ruhm über die Grenzen Englands tragen und seine Meisterschaft in eindringlicher, eindruckvoller Schilderung zeigen, die beweisen, wie sehr sich in der künstlerischen Gestaltung der Dichter mit dem Philosophen, Satiriker, Romantiker, Realisten, Kritiker mischt.

In den Kriegsjahren produziert er wenig, er hilft, wo er kann, wie denn überhaupt seine Hilfsbereitschaft rühmend wert ist. Galsworthy ist bescheiden, er verschmäht den Reklamerummel. An ihm ist nichts von jenem nahezu selbstverständlichen Größenwahn großer und gerühmter Dichter, auffällig ist höchstens seine Reserviertheit, die man ihm bisweilen verdeckt und für Stolz auslegt. Nach dem Kriege arbeitet er weiter an der Forsyte-Chronik, dem großen nationalen Epos, jener Reihe schöner Romane, die auch den deutschen Büchermarkt im Nu eroberten. Die Art seiner Menschengestaltung verrät den klugen und gütigen Beobachter; tiefer Blick und klare Erkenntnis für das Kleine und Große im Leben ließ ihn eine Reihe wichtiger, aufrüttelnder Werke schaffen. Seine Romane sind bekannt, von den Bühnenwerken sind „Justiz“, „Flucht“, „Sensation“ und „Gesellschaft“ verbreitet.

Namentlich mit dem letzten erzielte der Dichter in England und Amerika fast beispiellose Erfolge. Galsworthy schrieb über zwanzig Romane und ebenso viele Dramen, zwei Bände Gedichte, etwa sechs Einakter und annähernd sechs Bände Essays, Studien, Novellen und kleinere Arbeiten. Dinge, in denen sich Strenge und Anmut mischen, die herb sind und zart zugleich.

Es wird jeden wundern, daß dieser kosmopolitische Engländer nicht schon seit Jahren bei uns bekannt ist. Erst lange nach dem Kriege, wo auch jede geistige Grenze gesperrt war, tauchte sein Name bei uns auf und jetzt betrachten wir wie ein Wunder diese Reife und Klarheit und schätzen den Mann, der uns so Vieles gab und noch geben wird.

Seine menschlichen Tugenden entsprechen den dichterischen.

Die Bauern, die in der Nähe seines Landhauses in Dartmoore leben, wissen ihn nicht genug zu rühmen. Er hat ihnen bei drohendem Unwetter schon manchmal beim Heuen geholfen und vielen hat er schon guten Rat gegeben.